

KAMALA HARRIS

EIN PORTRÄT



Marie-Astrid Langer

SUHRKAMP

SV

Marie-Astrid Langer
Kamala Harris
Ein Porträt

Suhrkamp

Erste Auflage 2021
suhrkamp taschenbuch 5212
© Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagfoto: UPI/laif
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47212-5

Kamala Harris

Ein Porträt

Für meine Eltern

Inhalt

Prolog 9

- 1 In die Wiege gelegt 13**
 - 2 Identitätsfragen 34**
 - 3 Einsamer Aufstieg 67**
 - 4 Familienbande 92**
 - 5 Harte Fragen im Senat 114**
 - 6 Missglückter Griff nach den Sternen 139**
 - 7 Zurück an die Spitze 167**
- Nachwort: Geschichte schreiben 195**
- Quellen 209*

Prolog

7. November 2020

Es ist Tag vier nach der amerikanischen Präsidentschaftswahl 2020 und noch immer steht kein Sieger fest. Seit Tagen kleben Millionen von Zuschauern in den USA und in aller Welt vor den Bildschirmen. Rund um die Uhr verfolgen sie auf CNN und anderen Kabelsendern, wie stückweise Wahlergebnisse aus Nevada, Pennsylvania, Arizona und Georgia eintreffen und die Hochrechnungen sich ändern. Wie aus 215 Elektorenstimmen für Joe Biden erst 248 werden, dann 264, aber eben nicht die heiß ersehnten 270, die Schwelle für den Wahlsieg. Biden führt knapp in Pennsylvania, auch in Georgia und Arizona – es sind enorme Erfolge für die Demokraten, aber noch keine Entscheidungen. Rund um den Globus bangen die einen und hoffen die anderen: Ist die Präsidentschaft Donald Trumps vorbei?

Die Frau, die an diesem Tag Geschichte schreiben wird, ist am frühen Morgen walken. In Sweatshirt und mit dunkler Sonnenbrille läuft sie mit ihrem Ehemann über die Wiesen in Wilmington, Delaware – einen Steinwurf von dort entfernt, wo Bidens Wahlkampfteam seinen Hauptsitz hat. Nach einiger Zeit dreht sie um und geht ins Hotel zum Duschen. Gerade hat sie das Wasser angedreht, damit es heiß wird, als sie auf ihr Handy schaut: Die Nachrichtenagentur Associated Press hat soeben Joe Biden zum Sieger in Pennsylvania gekürt. Auf einmal ist alles klar. Er wird mehr als

270 Elektorenstimmen bekommen. Er wird die Präsidentschaftswahl gewinnen. Und sie, Kamala Harris, sein »Running Mate«, wird die erste Vizepräsidentin der Vereinigten Staaten werden.

Es ist halb 12 Uhr mittags amerikanischer Ostküstenzeit. Harris rennt aus dem Badezimmer – das Duschwasser läuft weiter –, raus auf die Wiese, zu ihrem Mann Doug. Sie fällt ihm um den Hals, verschwitzt und etwas atemlos, die Agenten des Secret Service stehen daneben. Dann greift Harris zum Handy und ruft den künftigen amerikanischen Präsidenten an. »Wir haben es geschafft. Wir haben es geschafft, Joe!«, sagt sie ins Telefon und lacht. Es klingt, als könne sie es selbst noch nicht glauben.

Wenige Stunden später hat Harris die Turnschuhe gegen Pumps getauscht, die Jogginghose gegen einen Hosenanzug. Sie trägt Weiß, die Farbe der Suffragetten – jener Feministinnen, die vor genau hundert Jahren das Wahlrecht für Frauen erkämpft hatten.

An diesem Abend schließt sich der Kreis. 244 Jahre nach der Gründung der Vereinigten Staaten gewinnt erstmals eine Frau das zweitmächtigste Amt im Land – und noch dazu eine Afroamerikanerin. Nach achtundvierzig Männern wird es erstmals heißen »Madame Vice President«. Um das zu würdigen, wird am Abend nicht nur der frischgekürte Präsidentschaftsgewinner eine Siegesrede halten, so wie üblich, sondern diesmal auch seine Stellvertreterin. Es ist das erste Mal in der Geschichte, dass die Wahl der Nummer zwei geschichtsträchtiger ist als die des Präsidenten.

Statt in einem Ballsaal werden Harris und Biden nun vor

einem Parkplatz sprechen. Um halb neun Uhr abends sind auf dem Parkplatz vor dem Chase Center in Wilmington, Delaware Hunderte Menschen zusammengekommen. Wegen der Pandemie sitzen sie alle in ihren Fahrzeugen, manche auch auf Autodächern, einige schwenken die amerikanische Flagge. An eine Fensterscheibe hat jemand auf einen Zettel mit Hand geschrieben: »Von der Tochter von Zuwanderern zur Vizepräsidentin.«

Aus den Lautsprechern dröhnt die Stimme der Schwarzen Sängerin Mary J. Blige, als Harris auf die Bühne tritt und zum Mikrofon läuft. Autos hupen, die Menschen jubeln und johlen, Harris lacht und winkt. Sie streicht sich die Haare hinter die Ohren, atmet noch einmal tief durch – und fängt an zu reden. Bis die Menge sie zu Wort kommen lässt, muss sie sechs Mal ansetzen.

Harris beginnt mit John Lewis, dem verstorbenen Kongressabgeordneten, der seinen Kampf für das Wahlrecht für Schwarze einst mit Prügel und Haftstrafen bezahlte. Sie dankt ihren Mitarbeiter*innen, den Wähler*innen, ihrer Familie, vor allem Joe Biden. »Er hatte die Verwegenheit, eine Frau als Vizepräsidentin zu ernennen«, sagt sie, ihre Stimme zittert ein wenig. Sie dankt den Frauen, die jahrhundertlang für Gleichberechtigung gekämpft haben und auf deren Schulter sie stehe. Dann hält sie einen Moment inne, bevor sie zur Kernbotschaft an diesem Abend ansetzt. »Es mag sein, dass ich die erste Frau in diesem Amt bin, aber ich werde nicht die letzte sein, denn jedes kleine Mädchen, das heute Abend zuschaut, sieht, dass in diesem Land alles möglich ist.«

Die Menge in Wilmington tobt und klatscht, Fernseh-

kameras fangen die Gesichter alter Frauen und junger Mädchen ein, die sich die Tränen aus den Augen wischen. Ihnen allen ist klar: Hier wird gerade Geschichte geschrieben.

Was viele jedoch nicht wissen, ist, dass Harris in diesem Moment ein Versprechen einlöst: »Kamala«, hat ihre Mutter immer gesagt, »du wirst häufig die Erste sein, die etwas erreicht. Stell sicher, dass du nicht die Letzte bist.«

Überhaupt ist die Mutter der Leuchtturm in Harris' Leben. Die treibende Kraft, dank der die Tochter eine gläserne Decke nach der anderen durchbrochen hat. Die aus ihr die Frau gemacht hat, von der viele glauben, sie könnte bald die erste Präsidentin Amerikas werden. Wer verstehen will, wer diese Kamala Harris ist, wofür sie steht, was sie will – der muss verstehen, woher sie kommt.

I

In die Wiege gelegt

Lange bevor Kamala Harris Vizepräsidentin der Vereinigten Staaten wird, bevor sie als zweite Schwarze Senatorin in den Kongress zieht, bevor sie die erste Generalstaatsanwältin Kaliforniens und erste Bezirksanwältin San Franciscos wird, wächst sie als Einwandererkind in der nordkalifornischen Bay Area auf. Hier in Oakland, im Kaiser Permanente Hospital im Stadtzentrum, wird Kamala Devi Harris am 20. Oktober 1964 geboren. Oakland ist nicht gerade die Wiege politischer Karrieren in den USA. Die Stadt ist der hässliche kleine Bruder San Franciscos: Auf der östlichen Seite der Bay gelegen, macht sie bis heute Schlagzeilen mit Schießereien, Bandenkämpfen, Drogenhandel.

In gewisser Weise ist Kamala Harris' Familie so ungewöhnlich, wie es nur für Amerika typisch sein kann: Ihre Mutter, Shyamala Gopalan, ist aus Indien zugewandert, ihr Vater, Donald Harris, aus Jamaika. Beide Eltern werden 1938 in einer britischen Kolonie geboren, allerdings an entgegengesetzten Enden der Welt. Shyamala Gopalan wächst im südöstlichen indischen Bundesstaat Tamil Nadu auf, als ältestes von vier Kindern eines hohen Staatsbediensteten und einer Bürgerrechtsaktivistin. Ihre Familie gehört der Brahmanen-Kaste an, der obersten Schicht im indischen Kastenwesen. Die Brahmanen begleiteten traditionell ange-

sehene Positionen, etwa das Amt von Priestern; Brahaminen sollten gar nicht arbeiten.

Gopalan wiederum hat ganz andere Pläne für ihr Leben. Schon als Mädchen will sie Biochemikerin werden, doch eine solche Laufbahn ist für Frauen im damaligen Indien grundsätzlich nicht vorgesehen. Stattdessen studiert sie an der reinen Frauen-Hochschule Lady Irwin College in Delhi das, was ihr offensteht: Haushaltswissenschaften. Der Vater und der Bruder ziehen sie damit auf. »Was studiert man denn bei Haushaltswissenschaften: Wie man den Teller richtig auf den Tisch stellt?« Nach außen habe seine Schwester über diese Sprüche gelacht, erinnert sich ihr Bruder Gopalan Balachandran, inzwischen achtzig Jahre alt. »Ihr habt ja keine Ahnung«, hat sie immer gesagt«, wie er am Telefon erzählt. Doch insgeheim schmiedet sie andere Pläne.

Die präsentiert sie ihrer Familie, als sie neunzehn Jahre alt ist und bereits den ersten Hochschulabschluss in der Tasche hat: Sie hat sich an der kalifornischen Universität Berkeley beworben und ist angenommen worden. Dort will sie nun Endokrinologie und Ernährungswissenschaften studieren – »nicht Haushaltswissenschaften«, fügt sie hinzu – und darin promovieren mit dem Ziel, Brustkrebs zu erforschen.

Die Familie ist überrascht. Die Universität Berkeley, eine der renommiertesten der USA, ist ihnen kein Begriff, niemand aus der Familie hat Indien je den Rücken gekehrt. »Mein Vater sagte ihr, er kenne niemanden in den USA und schon gar nicht in Berkeley«, erinnert sich der Bruder. Anders als heute ist die kalifornische Bay Area in jenen Tagen auch noch keine Enklave indischer Migranten, die der jungen Gopalan Rückhalt geben könnten. Trotzdem unterstüt-

zen die Eltern das Vorhaben. »Wir haben uns alle für sie gefreut, auch wenn wir sehr überrascht waren, weil wir von ihren Plänen ja nichts gewusst hatten. Es war eine aufregende Zeit in der Geschichte unserer Familie.« Seine Schwester habe schon immer ihren eigenen Kopf gehabt und zeitlebens Dinge gemacht, die sonst niemand machte. Der Vater nimmt Geld aus seiner Pensionskasse als Beamter, um der Tochter das erste Studienjahr zu finanzieren. Doch die Erwartungshaltung ist klar: Shyamala Gopalan soll nach dem Studienabschluss nach Indien zurückkehren. Die Eltern waren eine arrangierte Ehe eingegangen, für die Tochter planen sie das Gleiche.

Auch die anderen drei Geschwister werden später ihre eigenen Wege gehen: Eine Schwester studiert Geburtskunde in Indien und arbeitet als ärztliche Direktorin an einem der größten Krankenhäuser in Chennai; die andere als Informatikerin in Toronto; der Bruder Gopalan Balachandran promoviert in Volkswirtschaft und Computerwissenschaften in den USA. Alle verbindet das akademische Interesse, eine Sehnsucht nach dem Ausland und ein starker eigener Wille.

13 000 Kilometer entfernt, in einer anderen britischen Kolonie, sehnt sich ein junger Mann ebenfalls nach einem Studium in den Vereinigten Staaten. Donald Jasper Harris wächst an der Nordküste der Karibikinsel Jamaika auf, als Sohn einer großen Familie von Landbesitzern. Die Großmutter väterlicherseits zieht ihn auf. »Don« ist ein zielstrebig und erfolgreicher Student, nach seinem Studienabschluss an der University of the West Indies bietet ihm die britische Kolonialregierung ein Stipendium an, um in Volks-

wirtschaften zu promovieren – unter der Annahme, dass er dies wie andere Stipendiaten in Großbritannien tun wird.

Doch der Dreiundzwanzigjährige hat genug von der britischen Gehirnwäsche, die er in seiner Schulzeit und dem Grundstudium erfahren hatte, erzählt er später in einem Interview. Schon als Teenager zog ihn die amerikanische Kultur in den Bann, besonders die afroamerikanische Musik, die er über amerikanische Sender im Radio hörte: Jazz-Lieder, die eine US-Marinebasis in Guantanamo spielt, und eine Rhythm-and-Blues-Sendung aus Nashville. Das Land wirkt für ihn »aus der Ferne betrachtet wie eine Gemeinde, in der sich die Leute lebhaft und dynamisch mischten«.

Speziell die Universität Berkeley hat Harris' Interesse geweckt. Er interessiert sich für die Bürgerrechtsbewegung in den USA und ist begeistert zu lesen, dass studentische Aktivist*innen von Berkeley extra in die Südstaaten gereist seien, um dort zu protestieren. Seine Bewerbung um einen Studienplatz wird angenommen, und nach einigem Hin und Her darf er sein Stipendium in die USA mitnehmen.

Harris kommt 1961, wenige Jahre nach Gopalan, in Berkeley an. Auch er ist ein Einzelkämpfer, weniger als 25 000 jamaikanische Zuwanderer leben in jenen Jahren gemäß dem Migration Policy Institute in den USA. Zum damaligen Zeitpunkt sind auch erst wenige Hundert der mehr als 20 000 Studenten in Berkeley Schwarz. Diese tun sich oft in politischen Studentenvereinigungen zusammen. Eine der einflussreichsten ist die »Afro-American Association«. Hier diskutieren die Studierenden, was »Black Culture« bedeutet, wie sich die Gesellschaft verändern lässt, wie wahre Gleichberechtigung aussehen könnte. Einige ihrer Mitglie-

der werden 1966 die Black Panther Party gründen, eine radikalsozialistische Bewegung in Oakland, die sich für die Belange der Schwarzen einsetzt – teils mit Waffengewalt.

Auch Harris gehört der »Afro-American Association« an. Im Herbst 1962 hält er für die Organisation einen Vortrag in Berkeley. Die Zuschauer drängen sich Schulter an Schulter in den Raum, als der großgewachsene, schlaksige Mann erzählt, wie er in Jamaika die britische Kolonialmacht erlebt hat. Eine kleine Gruppe Weißer habe dort eine »einheimische Schwarze Elite« geschaffen, sagt er; jedoch nur um darüber hinwegzutäuschen, welche enorme gesellschaftliche Ungleichheit es tatsächlich gebe.

Im Publikum steht eine schwächliche Frau, nur knapp über einen Meter fünfzig groß, doch mit ihrem Sari sticht sie aus der Masse heraus. Nach dem Vortrag nähert sie sich Harris, sie diskutieren über seine Annahmen. Es folgen weitere Treffen, und schon bald verlieben sich Shyamala Gopalan und Don Harris. Er ist ihr erster Freund.

Die beiden führen ein studentisches Doppelleben, wie es in Berkeley in jenen Jahren des gesellschaftlichen Umbruchs typisch wird: In ihren Studiengängen sind sie strebsam und erfolgreich, auch Gopalan erhält bald ein Stipendium. Am Wochenende wiederum protestieren sie auf dem Campus gegen den Vietnamkrieg, gegen das Apartheid-Regime in Südafrika, für die Gleichberechtigung aller Ethnien. Auch Berkeley erlebt in jener Zeit Umbruch: Die einst apolitische Stadt, in der vor allem weiße Männer studierten, wird durch die Proteste innerhalb weniger Jahre zu einer Hochburg progressiver Ideen und kulturell immer

bunter. Vor allem der Vietnamkrieg und die damit verbundene Wehrpflicht erzürnen in den kommenden Jahren die Studierenden; bisweilen arten die Proteste auch gewaltsam aus.

Mit ihrer Familie hält Gopalan in jener Zeit so gut Kontakt wie möglich. Wie die meisten indischen Haushalte haben auch die Eltern kein Telefon zu Hause. Stattdessen schreiben sie sich Briefe auf hauchdünnem hellblauem Papier, sogenannte Aerogramme, die zwei Wochen mit der Post unterwegs sind.

Shyamala Gopalan und Donald Harris haben in Berkeley all das gefunden, was sie sich von den USA erträumt hatten: ein Netzwerk aus gleichgesinnten Aktivist*innen. Ein herausragendes akademisches Umfeld mit besten Karriereaussichten. Die Liebe. Der Kontrast zu ihren Heimatländern scheint ihnen unüberwindbar groß. Shyamala Gopalan ändert ihren ursprünglichen Plan: Statt nach dem Studienabschluss nach Indien zurückzukehren, zu den Eltern, den Geschwistern, beschließt sie, in den USA zu bleiben und zu heiraten. Sie stellt ihren künftigen Mann nicht mal den Eltern vor; auch mit der Tradition, die Hochzeit in ihrer indischen Heimatstadt zu feiern, bricht Gopalan. 1962 geben sie und Donald Harris sich das Ja-Wort. Keiner der Verwandten aus Indien kann daran teilnehmen, die Flugtickets sind zu teuer. Die Eheschließung sei gleichermaßen ein Akt aus Liebe wie aus Rebellion gegen die Eltern gewesen, sagt Kamala Harris später.

Zwei Jahre danach, mit fünfundzwanzig, schließt Gopalan im gleichen Jahr ihre Promotion ab und bringt die erste Tochter, Kamala, auf die Welt. Angeblich arbeitete die Mut-

ter gerade im Labor an der Universität, als die Fruchtblase platzte. Gopalan besteht darauf, erst Kamala und später ihrer Schwester Maya Namen aus der indischen Mythologie zu geben; auch, damit die Mädchen ihre Herkunft nicht vergessen. Kamala bedeutet »Lotusblume« und ist einer der Namen einer Göttin, die besser als Lakshmi bekannt ist. Kamala Harris' Mittelname Devi beruht ebenfalls auf einer indischen Göttin, welche die Macht des Weiblichen verkörpert, aber auch den Schutzinstinkt einer Mutter. »Eine Kultur, die Göttinnen huldigt, bringt starke Frauen hervor«, ist Gopalan überzeugt.

Kamala bekommt das politische Engagement buchstäblich in die Wiege gelegt, wie sie später gern betont. Schon ihre Großmutter mütterlicherseits hatte in Indien misshandelte Frauen bei sich zu Hause aufgenommen und Frauen aus dem Dorf über die Verwendung von Verhütungsmitteln aufgeklärt. Auch Kamalas Eltern setzen ihre Protestaktivitäten nach der Geburt der Tochter fort und nehmen Kamala von klein auf mit. 1967 lernt die Mutter Martin Luther King jr. persönlich kennen, als er in Berkeley eine Rede hält.

Einmal – so erzählt Kamala Harris immer wieder bei Wahlkampfauftritten und in Interviews – nahm ihre Mutter sie mit auf eine Demonstration. Doch irgendwas passte dem Kleinkind nicht, wütend schimpfte Kamala im Kinderwagen vor sich hin. Die Mutter fragte schließlich, was denn los sei, ob Kamala etwas fehle. Da antwortete die Tochter das, was sie den ganzen Tag von den Erwachsenen gehört hatte: »Freiheit!«

Doch wie eine Fahne, die in der Sonne allmählich an Farbe verliert, verblasst die Liebe der Eltern. Shyamala und